



An unsere geehrten Leserinnen!

Diese Nummer beschließt den 9. Jahrgang unserer belletristischen Beilage: „Im Boudoir“, das immer mehr seine Stellung als vornehmes Familienblatt befestigt.

Treu unserem Bestreben, nur das Beste zu bieten, haben wir auch im verflossenen Jahre hervorragende Autoren zur Mitarbeiterschaft herangezogen. Dabei sind wir jedoch auch stets darauf bedächt, neuen Kräften Gelegenheit zur Bethätigung zu bieten, namentlich aber weiblichen Talenten den Weg in die Oeffentlichkeit zu ebnen.

In dem Roman: „Die Siegerin“ von Clara Sudermann, der Gattin des bekannten hervorragenden Schriftstellers Hermann Sudermann, brachten wir ein Werk der modernen Richtung. Es war interessant, zu sehen, wie eine Frau sich dieser modernen Darstellungsmittel zu bedienen vermag, ohne die Grenzen der Weiblichkeit zu überschreiten.

In der Dichterin, die sich unter dem Pseudonym Namenlos verbirgt, haben wir ein lyrisches Talent ersten Ranges entdeckt. Und so wie wir im Vorjahre viel dazu beitrugen, die Volksdichterin Johanna Ambrosius bekannt zu machen, brachten wir in diesem Jahrgang eine Studie über die friesische Volkspoetin Stine Andresen, deren Gedichte bisher noch gar nicht bekannt waren. In unserem Büchertisch widmen wir der zeitgenössischen Literatur die größte Beachtung und bieten den geehrten Leserinnen Gelegenheit, alle namhaften Erscheinungen auf diesem Gebiete würdigen zu lernen.

Im nächsten Heft, dem ersten des 10. Jahrganges, beginnen wir mit einer reizenden, humordurchwehten Erzählung: „Niß Bek“ von Wilhelm Jensen. Wilhelm Jensen gehört zu den beliebtesten deutschen Erzählern, weshalb es keiner weiteren Einführung für diese Arbeit bedarf.

Wir werden auch im nächsten Jahrgang die Erklärung der deutschen Frauennamen fortsetzen, für die sich im Kreise unserer Leserinnen so reges Interesse zeigt. Um allen Wünschen gerecht zu werden, erhält der allbeliebte Briefkastenmann einen größeren Raum zugewiesen, damit die Fragen der geehrten Leserinnen rascher erledigt werden können.



Die Badecur.

Novelle von Wilhelm Berger.

Eines Morgens, im letzten Sommer, saß im Parke des Bades Deynhausens eine Dame von etwa dreißig Jahren in einem der dort üblichen Rollstühle, der in den Schatten einer alten Eiche geschoben war. In der Hand hielt sie ein Buch, dem sie indessen nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Jedesmal beim Umwenden eines Blattes blickte sie in die sonnenbeschiene Anlagen hinaus und musterte die gehenden und fahrenden Menschen. Auch hatte sie stets ein offenes Ohr für die Bemerkungen ihrer älteren Gesährtin, die, auf der nebenan stehenden Bank bequem zurückgelehnt, mit einer Hätelarbeit den gezwungenen Müßiggang beschönigte.

Befannte kamen vorüber und grüßten; einige blieben auch wohl zu einem kurzen Gespräch stehen. Letzteres war der schönen Patientin lieber. Die verwitwete Majorin Pauline von Gohfeldt, geborene Lengerich, war für jede Abwechslung dankbar, die ihr in dem Einerlei der langen Tage geboten wurde. Gar zu groß war der Unterschied zwischen dem bewegten Leben in der Hauptstadt, an das sie sich gewöhnt hatte, und dem einförmigen, schläfrigen Treiben an diesem abgechiedenen Orte. Zum Glücke lieferten ihr die Badegäste täglich neuen Stoff zur Unterhaltung. Ueber ihre Persönlichkeit, ihren Stand und ihre Lebensstellung, ihre Familienbeziehungen, ihre Schicksale, gab es immer etwas zu vermuthen, zu erfragen. Wenn dies nicht gewesen wäre, würde sie es in Deynhausens nicht ausgehalten haben, namentlich, da eine heilende

Wirkung der Thermen auf ihr rheumatisches Leiden sich nicht bemerkbar machte. Von der Birkenallee spazierte schwerfällig ein älterer Herr heran, auf ein junges Mädchen, seine Tochter, sich stützend.

Mit Interesse beobachtete Frau von Gohfeldt seinen Gang.

„Er macht von Tag zu Tag Fortschritte!“ sagte sie mit einem kleinen Seufzer. „Findest du das nicht auch, Tante Mathilde? Der Beneidenswerthe!“

Fräulein Mathilde Lengerich versetzte erbarmungslos: „Das könntest du auch, Kind, wenn du dich nur entschließen wolltest, deinen Stuhl zu verlassen. Aber du bist zu eitel, um öffentlich Gehübungen zu machen — selbst hier, wo doch die Krüppel so massenhaft umherstolpern, wie weiland am Teiche Bethesda.“

Pauline würdigte die wohlmeinende Tadlerin keiner Antwort; sie verzog gekränkt die Lippen und nahm ihr Buch wieder vor.

Nach einer kurzen Weile rief Fräulein Lengerich lebhaft aus: „Wer kommt denn dort herankutschiert? Sieh einmal, Pauline, es ist ein Neuer! Ein hübscher Mann, ei der tausend!“

Langsam ließ Frau von Gohfeldt ihr Buch sinken und wandte sich nach der ange deuteten Richtung.

„Du hast Recht, Tante, ein interessanter Kopf. Dunkle Feuer Augen, römische Nase, stattlicher schwarzer Vollbart; diese Art gedeiht nur selten auf Deutschlands Fluren. Ich denke mir, er wird...“

Plötzlich verstummte sie, nahm ihr Buch auf und hielt es vor das Gesicht, bis der Fremde vorüber war. Als sich das Knirschen der Räder auf dem Sande in der Ferne verloren hatte, rief sie mit unbehohlenen Bestürzung aus: „Ob er mich wohl erkannt hat?“

„Scharf genug hergesehen hat er,“ erwiderte Fräulein Lengerich trocken. „Wer ist es?“

„Eine Bekanntschaft aus früheren Zeiten... Es ist mir höchst unangenehm, daß ich ihn hier wieder begegne, wo gar kein Ausweichen möglich ist, wo man sich an allen Orten, zu allen Tageszeiten trifft... Was thu' ich nur?“

Mathilde Lengerich betrachtete ihre Nichte neugierig. Während der vier Jahre ihres Witwenstandes, in denen sie ihr Gesellschaft geleistet, hatte sie die welterfahrene Frau nicht so fassungslos gesehen.

„Hat er dich vielleicht verschmäht, als ihr beide noch sehr jung waret?“ fragte sie boshaft.

Pauline ertrug die Frage mit ungewöhnlichem Gleichmuth.

„Nein, es war umgekehrt,“ erwiderte sie sinnend. „Ich habe ihn abgewiesen. Oder eigentlich nicht abgewiesen, sondern verabschiedet. Die Vernunft siegte bei mir über die Leidenschaft.“

„Eine erste Liebe also!“ sagte Mathilde in einem wegwerfenden Tone. „Unklug, wie sie alle sind.“

„Unklug? Ich weiß nicht. Manches scheint so, was die höchste Weisheit ist.“

Fräulein Lengerich schüttelte den Kopf über diesen sonderbaren Ausspruch ihrer Nichte.

„Jener Herr war wohl unter deinem Stande?“ forschte sie weiter.

„Wie man es nehmen will. Arnold Bertoni ist Künstler.“

„Das ist ein weiter Begriff, Kind!“

„Er ist Geiger. Als ich ihn kennen lernte, war er Concertmeister an unserem städtischen Orchester, eben vom Conservatorium gekommen, ein bildschöner Mensch mit rabenschwarzen Locken.“

Einige Sekunden schwieg sie, in Erinnerung versunken. Dann fuhr sie fort: „Warum soll ich es dir nicht gestehen? Es war wie ein Wirbelwind, der uns zusammentrieb. Erst zweimal hatte ich ihn getroffen, da schien mir mein Schicksal bis in alle Ewigkeit entschieden. „Nur der Tod kann uns trennen!“ schwur er mir mit leuchtenden Augen. Und die gleiche Empfindung durchschauerte mich. Nachher, als alles vorüber war, begriff ich nicht, wie ein solcher Sturm hatte in mir toben können. Ich bemühte mich zu vergessen, was mich in meinen Augen erniedrigte. Und es gelang mir. Ich kann wahrheitsgemäß versichern, daß während meiner fünfjährigen Ehe mir jeder Gedanke an Bertoni ferngeblieben ist.“

„Und was hat euer Trennung herbeigeführt?“

„Ehrgeiz, der plötzlich in mir erwachte, ein neuer Blick in die Welt, den ich that. Ich hatte eine Jugendgepielin, Eva Geiger mit Namen. Sie war die Tochter eines kleinen Beamten; ich zog sie an mich, um ihr mit dem Wohlstande zu imponieren, der bei uns herrschte. Sie staunte, sie bewunderte, sie pries mich glücklich. Das that mir wohl, dafür liebte ich sie. Hübsch war Eva nicht und auch geistig nicht hervorragend; doch hatte sie die Gabe, sich freundlich anzuschmiegen, wo sie Wohlwollen vermuthete. Und damit gewann sie, als meine Bekanntschaft mit Bertoni etwa acht Wochen alt war, einen jungen Professor, den alle Welt als einen Ausbund von Vortrefflichkeit pries. Da ergriff mich heftiger Neid. Was bedeutete ein schwarzlockiger Geigenspieler gegen einen Mann von dem Ansehen, das Eva's Bräutigam genoß? Sie sollte nichts vor mir voraus haben — sie nicht. Ich brach mit Bertoni. Es war nicht so leicht, als ich es mir vorgestellt hatte. Der leidenschaftliche Mensch rastete und tobte. Aber ich wollte frei sein, und frei wurde ich. Bertoni verließ die Stadt. Sechs Monate später verlobte ich mich mit Gohlfeldt. Die Partie war besser als Eva's.“

„Und jetzt bist du Witwe. Das ist das Ende vom Liede.“

Pauline blickte eine Weile in die Weite. Dann begann sie träumerisch: „Muß es wirklich das Ende sein? Dieses Wiedersehen — es hat mich seltsam erregt. Wenn ich alles bedenke, alle meine späteren Lebenserfahrungen vor mir vorüberziehen lasse: Ach, Tante, jene Tage heimlichen Einverständnisses mit Bertoni waren doch die glücklichsten meines Lebens!“

„Und werden es auch wohl bleiben!“ versetzte Fräulein Lengerich kühl. „Die Früchte, die der Jugend munden, schmecken in reiferen Jahren fade.“

Pauline hörte nicht auf sie. Plötzlich erhob sie sich und trat aus dem Rollstuhl.

„Was fällt dir ein, Kind?“ fragte die Tante verwundert.

„Gehen will ich, was sonst? Hast du mir nicht selbst gerathen, die Glieder zu üben?“

„Deine Folgsamkeit ist rührend!“ spottete die alte Dame. „Wahrscheinlich macht in diesem Augenblicke an einer anderen Stelle des Parks dein alter Liebhaber ähnliche Anstrengungen. Gleiche Ursache, gleiche Wirkung. Streut euch nur Sand in die Augen!“

Pauline wandte sich ab; sie war roth geworden.

„Närrische Phantasien! Bertoni wird längst verheiratet sein!“

„Bah! Du hoffst das Gegentheil. Zeugne es, wenn du kannst!“

Kaum wußte Arnold Bertoni sich aus dem Gesichtsfelde Paulinens, als er sich nach Hause fahren ließ.

Er hatte die Jugendgeliebte erkannt, wie sie ihn.

In seiner Wohnung angelangt, ließ er sich auf den Balkon führen, der seinem Wohnzimmer vorlag, und stand dort lange, auf die Brüstung gelehnt, ehe er sich in den bereitgestellten Sessel niederließ.

Pauline Lengerich.

Er hatte sie wiedergesehen, die Unvergessene! An demselben Orte mit ihm weckte sie, leidend wie er!

Grausam war sie vor Jahren gegen ihn gewesen. Sie hatte ihn verstoßen, weil er nur ein armer Geiger war, nachdem sie in seinen Armen — ach, wie oft! — erklärt, das bescheidenste Heim, mit ihm getheilt, würde ihr ein Paradies sein!

Wenn er daran gedachte, kochte es wild in ihm auf. Aber jedesmal wich die Wuth rasch von ihm und eine unverilgbare Sehnsucht nach der Verlorenen erfüllte ihn.

Der Schmerz reiste ihn, als Mann und als Künstler. Er wurde ernst und besonnen; sein Spiel klärte und läuterte sich. Sein Name fing an, bekannt zu werden. Zufällige Umstände trieben ihn in ein unstatiges Wanderleben. Als fahrender Virtuose zog er von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, reichlich Ehren und Gold erntend. In den letzten fünf Jahren hatte er in fernen Erdtheilen gewelt; in New-York und San Francisco, in Rio de Janeiro und Balparaiso, in Calcutta und Batavia, in Melbourne und Sidney war seine Geige erklingen.

Endlich trieben ihn neuralgische Hüftschmerzen, die er sich im letzten Winter auf einer anstrengenden Concertreise durch Canada zugezogen, in die Heimat zurück, zu der heilkräftigen Quelle von Deynhausen. Gestern war er angekommen. Und heute, nach dem ersten Bade, gleich diese Begegnung!

Er nahm die Curliste zur Hand und suchte den bekannten Namen. Als ob er sich noch hätte vergewissern müssen, daß sie es wirklich gewesen sei!

Aber er fand sie richtig darin verzeichnet, hervorleuchtend aus der langen Liste gleichgiltiger Menschen: Fräulein Lengerich, Villa Porta.

Durfte er es dem Zufall überlassen, daß er ihn wiederum mit ihr zusammenführte?

Nimmermehr. Der Zufall ist ein täppischer Geselle, der selten thut, was man von ihm wünscht, und dann meistens ungeschickt. Arnold schrieb auf eine seiner Visitenkarten: „Ein alter Bekannter wünscht Ihnen seine Aufwartung zu machen“ und sandte die Mittheilung sofort an Fräulein Pauline Lengerich, Villa Porta.

Das Brieflein wurde der Tante überreicht, als die beiden Damen Toilette für die Mittagstafel machten.

Pauline blickte ihr über die Schulter. „Gib her, der Brief ist für mich!“ rief sie, die Hand ausstreckend. „Von ihm!“

„Gott bewahre uns!“ seufzte Fräulein Lengerich. „Er hat schon geschrieben! Das geht ja mit Dampf!“

Hastig riß Pauline den Umschlag auf.

„In der That — er sucht um eine Zusammenkunft nach... Nun ja! Er konnte kaum anders, nachdem er mich erkannt hat. Was aber antworte ich ihm? Hier kann ich ihn doch nicht empfangen? Ich habe keine Lust, mich dem Gerede sämtlicher Pensionärinnen auszusetzen. Eine so auffallende Erscheinung wie Arnold Bertoni! Es geht wirklich nicht... Gib mir einen guten Rath, Tante Mathilde!“

„Wie du aufgeregert bist, Kind!“ spottete Fräulein Lengerich. „Als ob du ein Backfisch wärst, dem der erste Blumenstrauß anonym ins Haus gesandt worden ist! Wäre es bei diesem Sturm deiner Gefühle nicht besser, ihr stelltet euch bei der ersten Aussprache unter die Aufsicht der Badegesellschaft?“

„Was meinst du damit?“

„Treffst euch in voller Doffentlichkeit. Heute Nachmittag bei der Musik zum Beispiel. Dort werdet ihr eure Selbstbeherrschung noch am leichtesten bewahren.“

„Nicht übel. Nur die Tageshelle mißfällt mir. Ich will Herrn Bertoni zum Abendconcert bestellen.“

„Thu' das, Kind; das elektrische Licht ist deinem Teint ja unzweifelhaft günstiger.“

„Das ist das erste, was ich höre!“ erwiderte Pauline ärgerlich.

„Nach Tisch gieng ihre Antwort an Arnold: „Ich werde heute abend das Concert besuchen.“

Die Karte bereitete dem ungeduldig Wartenden eine schmerzliche Ueberraschung.

Majorin Pauline v. Gohlfeldt, geb. Lengerich.“

Also verheiratet!

An diese Möglichkeit, die doch so nahe lag, hatte er in seiner Aufregung gar nicht gedacht.

Pauline verheiratet! Unerreichbar ihm, jetzt wie einst!

Aber sprechen — sprechen mußte er sie doch. Nur in der Rolle eines alten Bekannten, als welcher er sich angemeldet hatte; sorgfältig wollte er verbergen, wie es in seinem Innern ausjah.

Es war ein schwerer Weg für ihn, und als die Stunde herankam, verwünschte er bitter die kopflose Hast, mit der er sich dieses Rendezvous aufgeladen hatte. Aber zurückziehen konnte er sich nicht, und so bestieg er seufzend seinen Rollstuhl, um sich zur Stätte der regelmäßigen abendlichen Musikspende transportieren zu lassen.

In der Halle, an einem Seitentische fand er Pauline bereits vor. Als sein Rollstuhl sich zu dem ihrigen durchgewunden hatte, streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Die Pauline Lengerich, die Sie gesehen zu haben glaubten, existirt nicht mehr,“ sagte sie freundlich. „Seit wir uns zuletzt unterhielten, bin ich Frau gewesen und Witwe geworden. Ihre Postkarte ist mir von meiner Tante hier, Fräulein Lengerich, eingehändigt worden. Und wie ist es Ihnen ergangen in der langen, langen Zeit?“

Sie schien durchaus unbefangen und gänzlich frei von verwirrenden Erinnerungen.

Und indem Arnold sie nun aus der Nähe betrachtete und ihre Persönlichkeit aufs neue auf sich wirken ließ, kam eine wunderbare Ruhe über ihn. „Frau gewesen — Witwe geworden“ das klang ihm in die Ohren wie die Meldung einer gleichgiltigen Thatsache.

„Mir, gnädige Frau?“ versetzte er mit vollständiger Fassung. „Ich bin mit meiner Geige so ziemlich über die ganze bewohnte Erde gewandert und habe gespielt, wo man mich hören wollte. Ein fahrender Virtuose — das ist aus mir geworden — ein Zigeuner der Kunst! So haben sich die ehrgeizigen Träume, die der junge Concertmeister einst von seiner Zukunft hegte, in das Leben überseht.“

Pauline erschrak über diese klägliche Auskunft.

„Aber Erfolg haben Sie doch gehabt — mußten Sie haben!“ rief sie, in einem Tone, als ob sie dessen sicher sei.

„Gnädige Frau sind sehr gütig. Allerdings — ich habe nicht verhindern können, daß begeisterte Zuhörer mir reichliche Schätze zugetragen haben.“

„Ich freue mich sehr, dies zu hören; denn ich habe nie aufgehört, Ihnen Gutes zu wünschen.“

Bertoni verbeugte sich.

„Das also ist der Inhalt Ihres Lebens seitdem gewesen, Reisen und Musciciren?“ forschte Pauline weiter.

Er verstand ihre Frage richtig.

„So ziemlich,“ erwiderte er. „Ein beständig Umherjohndender muß auf die Lebensgenüsse seßhafter Menschen verzichten. Ich stehe allein.“

Mit leichteren Herzen fuhr Pauline fort: „Und jetzt hat, wie ich mit Bedauern sehe, Krankheit Sie zur Ruhe gezwungen?“

„Auf kurze Zeit nur, wie ich hoffe. — Und auch Sie, Frau Majorin, sind leidend?“

„Es hat nichts mehr zu bedeuten. Ich lasse mich nur noch fahren, um mich zu schonen.“

Das Gespräch stockte. Arnold dachte nicht daran, nun auch seinerseits Fragen zu stellen. Wann und wo Pauline ihren Gatten gefunden, wie lange er mit ihr gelebt hatte — das interessirte ihn nicht im mindesten. Diese weltgewandte Majorin von Gohfeldt, die Paulinens Züge trug — eine Fremde war sie ihm, deren Schicksal ihm nichts anging.

Fräulein Lengerich dachte, sie müsse den beiden alten Liebesleuten, denen die Zunge angewachsen sei, zu Hilfe kommen.

„Und wie gefällt es Ihnen in Deynhausen, Herr Bertoni?“ wandte sie sich an den stummen Gesellschafter.

Arnold schrak empor beim Klange der fremden Stimme.

„Wie beliebt, mein Fräulein?“

Tante Mathilde wurde der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben, ihre Frage wiederholen zu müssen, da in diesem Augenblick die in der Nähe aufgestellte Capelle mit betäubendem Trompetengeschmetter einen Fandanz von Mayerbeer begann. Und ehe noch der Dirigent den Takstod niederlegte, hatte sich ein Bekannter der Majorin zu ihr gefunden. Da rieselte dann ein leichtes Gespräch empor und verbreitete sich in kleinen Wellen über die Einrichtungen des Bades und die Physiognomie der Gesellschaft. Pauline war gut aufgelegt und gab allerlei Geschichten zum Besten, die ihr vom Einen über den Andern zugetragen worden waren. Doch ließ sie im Flusse ihrer Rede den schweigenden Freund nicht aus den Augen, und versuchte zu errathen, was in dem Innern des räthselhaft ernsten Mannes vorgehen möge.

„Kühl wehte es in die Halle hinein.“

„Wenn Ihnen die Abendluft nur nicht schadet, Herr Bertoni!“ warnte Pauline besorgt. „Es ist Ihr erster Tag; da ist besondere Vorsicht geboten. Ich möchte nicht die Veranlassung sein, daß Sie eine Erkältung davontragen.“

Willig ließ Arnold sich fortschicken.

Ein Händedruck, ein vielverheißendes: Auf Wiedersehen! und der Stuhl des fahrenden Geigers rollte in den Park hinaus. Ringsum die düsteren Massen des Gebüsches, überragt von den schwarzen Kuppeln der Blumenkronen. Darüber die ewigen Sterne.

Bitter lachte Arnold auf.

„Hätte ich sie doch nie gesehen! — Ich wäre reicher geblieben.“

Auf dem Nachhausewege sprach Pauline kein Wort. Sie war unzufrieden mit dem Verlaufe des Abends; Bertoni war empörend kühl geblieben bei allen ihren Klängen. Und sie hatte sich geschmeichelt, noch etwas von dem früheren Zauber auf ihn ausüben zu können! Sie mußte sich eingestehen, daß sie ein Fiasco erlitten habe. Das verbesserte nie die Laune einer Frau.

Fräulein Lengerich war zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen. In der Wohnung faßte sie ihren Eindruck von der Zusammenkunft in die Worte zusammen: „Dein alter Liebhaber brennt nicht mehr. Alles Asche!“

Pauline antwortete nicht.

Argwöhnisch blickte Tante Mathilde ihr in das düstere Gesicht.

„Kind, Kind! Bei dir haben doch nicht die gelächten Kohlen wieder zu glimmen angefangen?“

„Und wenn doch, was dann?“ erwiderte Pauline heftig.

„Dann stehen wir vor kritischen Tagen. Gott bewahre uns!“

„Bitte, reich mir den Spiegel! — Bin ich denn zurückgegangen seit meinen Mädchenjahren?“

Fräulein Lengerich lächelte spöttisch.

„Also das bekümmert dich? Ach, die liebe Eitelkeit!“

„Es ist nicht das allein. . . Nein, mich hat etwas erfasst, etwas mir ganz Unbegreifliches. . . Frühlingsswehen!“

Sie warf sich zurück in das Sopha und rang die Hände.

„Ich könnte weinen. Mein Gott, in welcher Eiswüste habe ich gelebt!“

„Was sieht dich an, Kind?“ fragte Tante Mathilde, verständnislos den Kopf schüttelnd. „Du weißt wohl nicht, was du sagst? Hast du nicht mit Gohfeldt eine musterhafte Ehe geführt?“

„Hab' ich? O ja, wir sind sehr verträglich miteinander gewesen, wir haben es gegenseitig an der schicklichen Rücksicht niemals fehlen lassen. Das meinst du doch? Gewiß: die Form war untadelhaft. Aber der Inhalt, weißt du, der Inhalt — da fehlte das eine Ingredienz, das den Geschmack gibt. Champagner ohne Kohlensäure! Daß mir diese Erkenntnis nicht erspart geblieben ist!“

Fräulein Lengerich hatte keine Lust, auf solche Feinheiten einzugehen. „Dich plagen krankhafte Ideen,“ sagte sie, das Gespräch abschließend. „Wir wollen zu Bette gehen; ich hoffe, daß du morgen früh vernünftig aufwachen wirst.“

Aber als die Sonne wieder einmal die Villa Porta beschien, hatte die Aufregung der Majorin keineswegs nachgelassen. Und da mehrere

Tage vergingen, ohne daß sie wieder mit Bertoni zusammentraf, mußte Tante Mathilde viel leiden.

„Er weicht mir aus,“ klagte Pauline verzweifelt. „Weshalb? — Fürchtet er neue Verstrickung? Erblickt er eine Sirene in mir, die seiner Freiheit Fallen stellt? — Oder hat er vielleicht Abbitte von mir erwartet?“

„Leiste sie doch! In Sad und Asche!“ bersezte Fräulein Lengerich unwirsch. „Du wärst im Stande dazu.“

„Warum nicht? Bedenke doch, wie weh ich ihm gethan habe!“

Sie nahm sich vor, ihm zu schreiben, verwarf den Gedanken aber wieder. Es gibt Dinge, die sich schlechterdings nicht schriftlich sagen lassen. Pauline sah dies ein.

Endlich, eines Nachmittags, als die Damen sich im Garten der Concordia befanden, erschien Arnold in seinem Gefährte auf der Terrasse.

„Wenigstens lebt er noch,“ sagte Tante Mathilde, als sie seiner ansichtig wurde. „Und kennen thut er dich auch noch. Sieh nur: er läßt sich zu uns herabschieben. Da werde ich mich schleunigst entfernen, damit ihr zwischen euch ein klares Verhältnis herstellen könnt. Eher kommst du ja doch nicht zur Ruhe!“

Wirklich besann sie sich einige Minuten nach Arnold's Eintreffen auf eine vergessene Besorgung, die keinen Aufschub leiden konnte, und empfahl sich für eine halbe Stunde.

Arnold und Pauline waren allein.

Er begann: „Sie haben den Rollstuhl verabschiedet, gnädige Frau? Ich gratulire Ihnen.“

„Es war die höchste Zeit, daß diese Genesung eintrat. Meine letzte Woche hat gestern begonnen.“

Genesung! Sie verschwieg, daß sie mit hartnäckiger Energie, unter stechenden Schmerzen umherwandelte, nur um jener Pauline Lengerich ähnlicher zu scheinen, die Arnold einst geliebt hatte.

„Ihre letzte Woche?“ fragte Arnold. „Und dann? Haben Sie anderswo Pflichten?“

„Das nicht. Ich bin ganz frei und folge nur meinem Belieben. Und daß ich an diesem traurigen Orte nicht länger zu verweilen brauche, ist mir sehr lieb. Man lebt hier nicht, man vegetirt nur. Ich habe mich über alle Beschreibung gelangweilt.“

Vorwurfsvoll setzte sie hinzu: „Als Sie kamen — von Ihnen hoffte ich viel; doch Sie — Sie mögen die verblühten Blumen nicht!“

„Pauline!“ Er verbesserte sich: „Sie sind ungerecht gegen sich, Frau Majorin. Es ist nur Zufall, daß Sie nicht waren, wo ich Sie suchte.“

Sie glaubte ihm, und ihre Augen leuchteten.

„Ihr Entgegenkommen ist mehr, als ich verdiene!“ sagte sie mit verrätherischem Erröthen.

Arnold beugte sich zu ihr hinüber.

„Das Vergangene soll also kein verbotener Grund zwischen uns sein?“

Lebhaft erwiderte Pauline: „Keineswegs. Ich habe im Gegentheil die Gelegenheit herbeigeführt, mich gegen Sie auszusprechen. Schon lange brennt mir der Wunsch auf der Seele, für mein unbesonnenes Thun Vergeltung von Ihnen zu erhalten.“

„Unbesonnen!“ wiederholte Arnold langsam. „Ich nannte es damals anders.“

Pauline zog vor, über das Maß ihrer Schuld in keine Erörterung einzutreten.

„Ich will mich nicht besser machen, als ich war,“ fuhr sie fort.

„Als zuerst etwas wie Reue mich beunruhigte, hatte ich inzwischen weltlich denken gelernt. Ich tröstete mich, er wird längst darüber hinweggekommen sein; im Manne haftet die erste Liebe noch weniger als in der Frau; er belächelt sie schon, wenn die Frau noch mit den letzten Schmerzen kämpft. So hörte ich und glaubte es.“

„Nicht bei allen Männern heilen Herzenswunden so rasch wie ein glatter Schnitt in den Finger. Die meinige hat es nicht gethan. Ich will Ihnen kein Hehl daraus machen, Pauline! Ihr Bild, nur zuweilen verdunkelt — verzeihen Sie — durch das niedere Motiv ihrer Untreue, Ihr Bild hat mich über Meere und Continente begleitet. Wenn ich spielte, sah ich nur einen einzigen Zuhörer — das waren Sie. Um Sie klagte die Cantilene, die fremde Herzen rührte, über Sie weinte und schluchzte jedes Adagio, das von tiefen Schmerzen erzählte. Vielen Frauen bin ich auf meinen Reisen nahe getreten, darunter Frauen, Pauline, von bestirrender, überirdischer Schönheit. Manche, ich prahle nicht, manche flammte mir entgegen, und dennoch, ich habe keines Weibes Ruh genossen, seit jenem letzten von dir, den ich dir abrang unter der Erle am Schwanenweiher. . .“

So sehr war sie geliebt worden. Berauschend klang die Kunde in ihr Ohr.

„Bergib mir, Arnold!“ stammelte sie, durchschauert von den süßesten Hoffnungen.

Er sah sie an, nachdenklich, mitleidig.

„Was soll ich vergeben?“ sagte er dann trübe. „Daß du handelstest, wie du mußtest? Daß du das Glück da suchtest, wo deine innerste Natur sie dir vorspiegelte: in den Kreisen der Welt, bei Reichthum und Titeln, in Schein und Außersichlichkeiten? Es geschah nur, was unabänderlich in den Sternen beschloffen war, über dich, über mich. Seit ich dich wiedergesehen habe, ist mir's klar geworden.“

Wie von einem eisigen Hauche fühlte Pauline sich durchweht. Das klang nicht nach Veröhnung, nach neuer Liebe!

Mit bebender Stimme erwiderte sie: „Was kann ich thun, um deinen Groll zu löschen? Willst du hören, wie arm mein Leben gewesen ist? Wie ich in einer conventionellen Ehe allmählig eingeschrumpft bin, eingeschrumpft zu einer seelenlos agirenden Gesellschaftspuppe? Muß ich dir bekennen, mir zur Buße bekennen, daß erst dein Anblick mich erweckt hat aus jahrelangem Seelenschlummer, daß mir endlich, endlich die Augen wieder aufgegangen sind für die Ideale meiner thöricht ver-schleuderten Jugend und ihre alles überstrahlende Herrlichkeit?“

Arnold sah und starrte in die Wette. Da war das Bild, das so lange ihn begleitet hatte, mit ihm wandelnd in unerreichbarer Ferne. Aus

den Wolken schwebte es heran, neigte sich zu ihm, und streckte ihm die weißen Hände entgegen.

Noch tiefer demüthigte sich Pauline. Weise begann sie wieder, mit niedergeschlagenen Augen: „Eine Frau, die noch lieben kann, ist ihrer Jugend noch nicht verlustig gegangen, wenn auch ihre Züge, ihre Gestalt nur noch errathen lassen, was sie einst, in ihrer ersten Blüthe, gewesen. Ich fühle es, wie mir's in Kopf und Herz auf's Neue lebendig geworden ist, wie mir's den Sinn verwirrt und mich hinaustreibt über die Grenze, die der Initiative der Frau gezogen ist. Aber sagen muß ich's dennoch: Noch immer habe ich zu geben, was nur du befehlen hast — ein Herz, das niemals wieder irren wird.“

Brennende Röthe bedeckte ihr Antlitz, als sie plötzlich abbrach.

Eine lange Pause entstand. In den Wipfeln der Bäume rauschte leise der Abendwind. Dem reuigst sich darbietenden Weibe sang er von Paradieswäldern, zu denen sie eingehen würde, ehe die Sonne ihre letzten Strahlen auf die Porta Westfalica warf; den von der Liebe genesenden Mann warnte er vor dem trügerischen Zauber vergänglichlicher Illusionen.

Endlich hatte Arnold seinen Entschluß gefaßt.

Nicht ohne schmerzliche Bewegung sagte er: „Vergebens lausche ich in mir nach dem Echo vergangener Gefühle. Seit du wieder in meine Nähe getreten bist, ist es schwächer und schwächer geworden und zuletzt verstummt. Und auch jetzt schweigt es, trotz meiner kräftigen Beschwörung. Wohl habe ich dich verstanden, Pauline. Nach den Worten, die du zu mir gesprochen hast, sollte mir das Blut stürmisch durch die Adern jagen. Aber nein: mein Herz verharrt in seinem ruhig-gleichmäßigen Schlag. Da: fühle meinen Puls, das Tempo ist Allegretto moderato.“

Er streckte mit empörender Gelassenheit die Hand über den Tisch.

Pauline fuhr zornig auf: „Sie wissen wohl gar nicht, wie grob Sie sind, Herr Bertoni?“

Verwundert sah Arnold sie an.

„Offenheit gegen Offenheit,“ erwiderte er unerschütterlich. „Du hast mich gezwungen, wahr zu sein. Und wenn ich mein Nein in die wichtigsten Redensarten eingewickelt hätte, würde es dir weniger verständlich, weniger schmerzhaft gewesen sein? Wozu überhaupt eine heuchlerische Beschönigung der Thatfachen — unter uns?“

Ins Mark getroffen, erhob sich Pauline.

„Auch noch Spott und Hohn!“ rief sie, mit aufquellenden Thränen kämpfend. „Ihre Rache ist eines Mannes unwürdig, Herr Bertoni! Leben Sie wohl — für immer!“

Sie machte den Versuch, in stolzer Haltung, erhobenen Hauptes an dem Abscheulichen vorüberzugehen, der sie verschmäht hatte. Aber nach dem ersten Schritte schon versagten ihr die Glieder, und mit einem leisen Schmerzensschrei sank sie in ihren Sessel zurück.

„Es wird mich tödten!“ jammerte sie.

Mit tiefem Mitleiden betrachtete Bertoni die Arme, der er so weh hatte thun müssen.

„Wenn Sie sich meines Rollstuhles zu bedienen wünschen, gnädige Frau — selbstverständlich steht er zu Ihrer Verfügung.“

Er winkte seinen Diener heran.

„Daß ich mir auch noch eine Gefälligkeit von Ihnen erweisen lassen muß, von Ihnen, das fehlte gerade zu meiner Erniedrigung!“ Arnold räumte schweigend seinen Sitz und machte Miene, sie hinzubegleiten.

„Verühren Sie mich nicht! Ich hasse Sie!“

Da blieb er abseits stehen, auf einen Stuhl gestützt. Er fühlte, daß jedes Wort von ihm nur Del in die lodernden Flammen gießen würde. Keinen Blick mehr erhielt er von ihr.

Das war der Abschied.

Zehn Minuten später stellte Fräulein Lengerich sich wieder ein.

„Was aus ihrer Richte geworden sei?“ fragte sie argwöhnisch.

„Die Frau Majorin ist in meinem Rollstuhl nach Hause gefahren!“ lautete Arnolds kurze Antwort.

Fräulein Lengerich sah ihn aufmerksam an.

„Da werde ich heute abend wohl noch paden müssen!“ sagte sie mit vergnügtem Augenzwinkern.

„Es thut mir leid, wenn ich die Ursache sein sollte...“

Die alte Dame fiel ihm in die Rede.

Darüber grämen Sie sich lieber nicht, Herr Bertoni. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel: Sie sollten sich im Gegentheil freuen, daß Sie sich nicht in der Schlinge haben fangen lassen, die Ihnen, mit der Lockspeise alter Erinnerungen versehen, in den Weg gehängt worden ist. Lieber Herr! Die Welt, worin Sie vor zehn Jahren schwärmten, existirt nicht mehr. Auch die Pauline von ehemals ist todt und begraben. Und abgesehen davon, man soll niemals da wieder anklopfen, wo man einmal hinausgeworfen worden ist. Das ist wenigstens meine hausbadene Ansicht. — Empfehle mich Ihnen, Herr Bertoni!“

Mit sinken Schritten ging die aufrichtige alte Jungfer von dannen, herzlich froh, daß die Gefahr einer Wiederverheiratung ihrer Richte für diesmal vorüber war.

Als am nächsten Morgen Frau von Gohfeldt in den Schnellzug stieg, wurde ihr ein prächtiges Bouquet überreicht. Zwischen den Zweigen steckte Arnolds Karte.

„Den kostspieligen Abschiedsgruß hätte der Herr sich sparen können!“ bemerkte Fräulein Lengerich trocken.

Pauline sagte nichts. Kaum hatte jedoch der Zug das freie Feld erreicht, als sie den Strauß aus dem Fenster schleuderte.

„Ach, die schönen Blumen!“ rief Tante Mathilde. „Warum hast du das gethan?“

„Um mich von zerstörten Illusionen zu befreien.“

„Und Pauline verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.“

Deutsche Frauennamen.

Von G. Meyer. (Fortsetzung.)

(Siehe die Hefte 13—15, 17, 19—23.)

Constanze.

Namenstag: kath.: 15. September.

Der Name Constanze stammt aus dem Lateinischen und bedeutet: die „Beständige“. Fürwahr, ein schöner Name für eine Angehörige des Geschlechts, das man so oft schon des Wankelmuths geziehen hat. Er ist gewissermaßen ein Protest gegen die herrschende Meinung, wenn er nicht indirect — ein Zugeständnis an dieselbe enthält. Denn wenn nur wenige weibliche Wesen Constanzen sind, als was haben wir die übrigen zu betrachten? Doch es sei ferne von mir, diese ungalante Folgerung zu ziehen. Hören wir lieber unseren Reimschmied über den Namen Constanze:

Wenn lieblich bei des Balles Lichterglanze
Du einer Rose gleichst im Blumentranze,
Gold und verschämt, nicht wie bei Hof die Schranze,
Mit mir dahin du schwebst im leichten Tanze,
Kommt wie ein schöner Traum mir vor das Ganze,
Drum dich' ich gern für dich die schönste Stanze,
Als Ritter bräch' ich kühn für dich die Lanze,
Erstürmte selbst die allersteifste Schanze:
So klingt dein Lob, beständige Constanze!

So klingt es, — so mag es geklungen haben, als Constanze Pentinger, die Tochter des bekannten Alterthumsforschers Conrad Pentinger, im Jahre 1517 den aus Italien heimkehrenden Dichter Ulrich von Hutten durch ihre blühende Schönheit im elterlichen Hause zu Augsburg fesselte. Sie war es später auch, die dem Kaiser Maximilian den Kranz reichen durfte, mit dem Ulrich von Hutten zum Dichter gekrönt wurde. Ueberhaupt galt sie für die erste Schönheit ihrer Zeit, des beginnenden 16. Jahrhunderts.

Drei Jahrhunderte zurück müssen wir uns wenden, wenn wir zwei weitere Constanzen in der Geschichte finden wollen. Beide sind mit dem Namen des staufischen Kaisers Friedrich II. eng verbunden. Die eine ist seine Mutter Constantia von Sicilien, eine edle, hochbegabte Fürstin, die nach ihres Gatten Heinrich VI. Tode, 1197, die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn führte. Die andere ist seine Gemahlin, Constantia von Aragonien, die sich 1209 mit ihm vermählte und ihm den nachmaligen Kaiser Heinrich VII. gebar. Vorher war sie die Gattin König Emmerichs von Ungarn.

Nur als Folie einer berühmten Frau ist Constanze von Billena zu erwähnen, eine Spanierin aus der Zeit von circa 1340. Sie war es, die der wachsenden Neigung zwischen ihrem Gemahl, dem damaligen Infanten Pedro und ihrem durch ungewöhnliche Anmuth ausgezeichneten Hoffräulein Inez de Castro nichts als verdoppelte Liebe und Freundschaft entgegenstellte, aber das drohende Unheil nicht aufzuhalten vermochte und schon 1345, von Gram verzehrt, wie man sagte, starb. Ihre Rivalin fiel 10 Jahre später dem Haffe portugiesischer Edelleute zum Opfer.

Der Name Constanze ist jetzt ziemlich außer Mode; dies erklärt, daß es in unserer Zeit nur äußerst wenig Trägerinnen desselben gibt, die erwähnt zu werden verdienen. Wir nennen z. B. die älteren Wienern noch erinnerliche Claviervirtuosin Constanze Geiger, die weniger durch ihre Kunst als durch ihre Verheiratung mit dem verstorbenen Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha in der Gesellschaft bekannt wurde.

Oesterreichische Aerztinnen.

Von Regine Ullmann.



ür die gedeihliche Entwicklung der Frauenbewegung in Oesterreich haben ohne Frage am meisten diejenigen Frauen gethan, welche selbst das Studium ergriffen und durch ihre Thatkraft und Energie, ihre hohe Begabung und ihre, die größten Schwierigkeiten überwindende Ausdauer, endlich durch ihre Erfolge gezeigt haben, daß die akademische Laufbahn auch von der Frau mit günstigem Resultate eingeschlagen werden kann. Als wahre Pionnierinnen des Fortschritts haben sie der vermögenslosen, intelligenten Frau des Mittelstandes den Weg gewiesen und eröffnet, auf welchem diese zur Selbstständigkeit, zu einer ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Lebensbeschäftigung gelangen kann. Wir

föhren diese Vorkämpferinnen der Frauenbewegung unseren Leserinnen in Wort und Bild vor.

Frau Dr. Rosa Kerschbaumer.

Frau Dr. Kerschbaumer, obzwar von Geburt eine Russin, kann mit Fug und Recht eine oesterreichische Aerztin genannt werden; sie war die Erste,

der kaiserliche Gnade die Ausübung der Praxis in der Monarchie gestattete, sie ist ihrem Specialstudium an der Wiener Universität obgelegen und sie leitet seit Jahren in Salzburg eine Augenklinik.

Dem alten Adelsgeschlechte der Schlikoff entstammend, erhielt sie in Moskau eine sorgfältige Erziehung. Schon in ihrem 13. Lebensjahre regte sich in ihr der Wunsch, zu studiren; heimlich trieb sie Mathematik und Latein, und als sie endlich mit ihrem Plane, Medicin zu studiren, hervortrat, gab es im Elternhause erbitterte Kämpfe zu bestehen. Endlich gelang es ihr doch, die Einwilligung der Eltern zu erhalten, und sie ging vorerst nach Zürich. Dort gab es zu Anfang der siebziger Jahre ein reges und sehr unruhiges Leben, an dem die russischen Studentinnen hervorragenden Antheil nahmen. Das wissensdurstige Mädchen ließ sich von diesem Treiben nicht mit fortreißen; es stimmte wenig zu ihren ersten Plänen, ihrem zielbewußten Streben, und so ging sie mit einigen gleichgesinnten Colleginnen nach Bern, wo Professoren und Studenten noch entschiedene Gegner der Frauenbewegung waren. Aber sie ließen dies die jungen Studentinnen nicht entgelten, und nie hatten diese bei dem gemeinsamen Studium über Unzukömmlichkeiten zu klagen. Aber manches andere drückte sie schwer; es waren nicht materielle Entbehrungen, unter denen sie litten, — Fräulein von Schlikoff und die meisten ihrer Colleginnen waren vom Hause aus mit Geldmitteln reichlich versehen; was sie entbehrten und schmerzlich vermißten, das war die Familie, die

Heimat, der gewohnte Comfort. Darüber und durch die wenig angenehmen socialen Verhältnisse halfen ihnen die Lust zur ernsten Arbeit, der Drang nach einem Berufe, der brennende Wunsch, ihren Mitmenschen nützen zu können. Nach fünfjährigem Studium war der Doctorhut erlangt und die junge Aerztin ging nach Wien, um sich hier der Specialwissenschaft der Augenheilkunde zu widmen. Arlt nahm sich ihrer warm an; sie arbeitete mehrere Jahre an seiner und auch an Billroth's Klinik, wurde aber dann trotz Arlt's Verwendung beim Professoren-Collegium nicht zu den oesterreichischen Rigorosen zugelassen. — Ihren Plan, eine Privat-Augenklinik zu gründen, gab sie darum doch nicht auf; sie errichtete eine solche in Salzburg unter dem Namen ihres Gatten, des Dr. Kerschbaumer, eines ehemaligen Assistenten Arlt's und konnte daselbst bald eine ausgebreitete und segensreiche Wirksamkeit entfalten. Sie hat bis heute über 34000 Kranke behandelt und die Zahl der größeren Augenoperationen, die sie vorgenommen, beläuft sich auf weit über 7000. In ihre Sprechstunden drängen sich Vertreter aller Stände und aller Nationen; der Franzose begegnet hier dem Polen, der Russe dem Amerikaner — sie alle erwarten vertrauensvoll Heilung und Genesung von der Frau, die als Erste sich auf das schwierige Gebiet der Ophthalmologie gewagt.

Auch auf eine große Lehrthätigkeit blickt Frau Dr. Kerschbaumer, die heute erst im 42. Lebensjahre steht, zurück; sie hat Schüler wie Schülerinnen gehabt und in den letzten Jahren nur weibliche Aerzte als Assistenten angestellt, gewiß ein großes Verdienst um die Frauenbewegung!

In ihren freien Stunden beschäftigt sich die seltene Frau mit Mikroskopie und der Anlage einer Sammlung, die heute bereits über 2000 Augen umfaßt. Von ihren literarischen Arbeiten seien hier hervorgehoben: „Ueber Sarcom der Lymphdrüsen“, ihre Doctor-Dissertation, ferner „Ueber Altersveränderung der Uvea“ (I. Theil; Ciliarkörper) II. Theil: Choroiden). (Erschienen in Graefe's Archiv für Ophthalmologie, und „Ein Beitrag zur Kenntniss der

leukoemischen Erkrankungen des Auges. (Ebdaselbst.) Auch für die Sache der Frau hat Dr. Kerschbaumer wiederholt zur Feder gegriffen, wie denn alle weiblichen Studirenden und Aerztinnen eine warme Gönnerin an ihr haben. Bei Errichtung der ersten medicinischen Akademie für Frauen in Petersburg hat die russische Regierung sich ihrer berühmten Landsmännin erinnert und ihr eine Lehrkanzel daselbst angeboten. Sie folgt dem ehrenvollen Rufe; ob er sie aber auch wieder in die Heimat führt, wir werden doch nie aufhören, die Pfadfinderin, die so lange in Oesterreich gewirkt, zu den Unseren zu zählen.



Dr. B. Keet Dr. Milica Tschawoff-Schwiglin. Dr. Rosa Kerschbaumer. Dr. Maria Bucetic, geb. Prita. Dr. Georgine v. Roth, Dr. Theodora Kravezka.

Frl. Dr. Bohuslawa Ked

ist in Prag geboren, stammt jedoch, trotz ihres nationalen Vornamens, aus einer deutschen Familie, die vordem in Bayern ansässig war. Sie hat in Prag die höhere Töchterschule absolviert und nachdem sie dann nur vier Jahre dem Privatstudium der Gymnasialfächer gewidmet hat, am Staats-Gymnasium daselbst mit sehr gutem Erfolge die Maturitäts-Prüfung abgelegt und ist mithin die erste Frau, die in Böhmen zur Matura zugelassen wurde. Das medicinische Studium hat sie durch fünf Jahre an der Universität Zürich getrieben, woselbst sie auch den Doctor-Titel erwarb und über ein Jahr am Cantons-Hospital als Assistentin thätig war. Im Jahre 1893 wurde Frl. Dr. Ked von der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung zur Amtsarztin in Mostar ernannt, bekanntlich zu dem Zwecke, der weiblichen mohammedanischen Bevölkerung im Krankheitsfalle die Hilfe zu bringen, die diese vom männlichen Arzte, nach den Satzungen ihres Glaubens, nicht annehmen darf. Im Anfange nur mißtrauisch aufgenommen, erwarb sich Frl. Dr. Ked bald das Vertrauen dieser armen, eingesperrten Frauen, einige glückliche Curen kamen hinzu, und heute gehören ihre Patientinnen allen Ständen, Racen und Confessionen des Landes an. Im Jahre 1894 behandelte Frl. Dr. Ked 763 Kranke.

Bei ihren Krankenbesuchen in den Häusern der Mohammedanerinnen, hatte Frl. Dr. Ked die gerne benützte Gelegenheit, auf die Besserung der hygienischen Verhältnisse Einfluß zu nehmen, ihr häusliches Leben, ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Nach vielen Mühen wirkte sie von einigen aufgeklärten, reichen Mohammedanern die Erlaubnis, deren junge Frauen und Töchter, ihre geheilten Patientinnen, lesen und rechnen lehren und in den Handarbeiten der Volksschule unterweisen zu dürfen. Der Arzt als Arbeitslehrerin! In den Jahren 1893—1895 nahmen 3 junge Frauen und 10 Mädchen an diesem Unterricht theil. Dr. Ked rühmt ihnen Begabung, Fleiß und guten Willen, rasche und leichte Auffassung nach. — Natürlich machte das Vorgehen der beliebten und geachteten Amtsarztin Sensation, es regte zu Nachseiferungen, und so ist es denn eine wahrhaft civilisatorische und für die Bevölkerung segensreiche Thätigkeit, der Frl. Dr. Ked mit eben soviel Willenskraft und Ausdauer als hoher Befähigung obliegt.

Die zweite Amtsarztin in Neu-Österreich ist keine Oesterreicherin von Geburt, hat aber selbstverständlich die österreichische Staatsbürgerschaft erworben.

Frau Dr. Theodora Krajevská,

geborene Kosmowska, stammt aus einer polnischen adeligen Familie aus Warschau und war die drittkälteste von acht Töchtern. Als im Jahre 1868 das zweite Mädchengymnasium in Warschau eröffnet wurde, trat Theodora in die zweite Classe desselben ein; sie besuchte es durch fünf Jahre und erhielt zum Schluß das Diplom und die goldene Medaille. Dieses Gymnasium, das damals sechs Classen hatte, unterschied sich jedoch von dem Knabengymnasium wesentlich dadurch, daß die alten Sprachen aus dem Lehrplane desselben entfielen. Ein Jahr später legte Theodora die Prüfung als Mathematik-Lehrerin für das Mädchengymnasium ab und wurde auch als solche im dritten Mädchengymnasium angestellt. Im Februar 1876 heiratete sie den Gymnasiallehrer Anton Krajevská. Nach dem schon im Jahre 1880 erfolgten Tode ihres Mannes begann Frau Krajevská Unterricht zu erteilen und sich literarisch zu beschäftigen. Es erschien damals von ihr ein Essay über Turgenjeff und eine Novelle „Anka“. Im Jahre 1883 begab sich Frau Krajevská gegen den Willen ihres Vaters, aber unterstützt von ihrer Mutter, nach Genf, um daselbst vorerst an der naturwissenschaftlichen Facultät den Grad „baccalauréat des sciences physiques et naturelles“ zu erlangen und dann auf Grund dieser Vorstudien als ordentliche Hörerin der Medicin einzutreten. Nach abgelegtem Examen schlug sie Professor Schiff dem Senat zum Assistenten der Physiologie vor; doch dieser lehnte, in Anbetracht dessen, daß noch nie eine Frau eine solche Stellung eingenommen hatte, den Vorschlag ab. Erst nach der Ernennung des neuen Conseil d'Etat setzte Professor Schiff ihre Candidatur durch. Frau Dr. Krajevská wirkte nun als Assistent der Physiologie an der medicinischen Akademie in Genf von Jänner 1891 bis Juli 1892. In dieser Zeit arbeitete sie auch ihre Doctor-Dissertation: „Physiologische Untersuchungen über die Entartungsreactionen“ aus, welche von der medicinischen Facultät mit einem Preise von 500 Francs ausgezeichnet wurde. Im Sommer 1892 kam Frau Dr. Krajevská nach Wien, um die von der Regierung ausgeschriebene Stelle einer Arzthin in Bosnien zu erlangen und hospitierte hier an den Kliniken Schauta, Krafft-Ebing, Monti, Herzfeld und Schiff ein halbes Jahr, und sie versichert, an den Wiener Kliniken sehr viel zugelehrt zu haben. Im Februar 1893 legte sie den Eid als österreichische Staatsbürgerin ab, und wurde im März 1893 provisorisch als Amtsarztin in Dolnja-Tuzla angestellt, welche Stellung im September 1895 in eine definitive umgewandelt wurde. In den beiden Jahren 1893 und 1894 standen 1166 Personen in ihrer Behandlung.

Auch Frau Dr. Krajevská widmet sich gern der civilisatorischen Aufgabe, die Törkinnen im Lesen und Schreiben zu unterrichten; sie beschäftigt sich auch mit ihrer Wirthschaft und fühlt sich bei dieser anstrengenden und umfassenden Wirksamkeit in ihrem Berufe wohl und vollkommen zufrieden.

Nicht alle österreichisch-ungarischen Staatsbürgerinnen, welche heute schon den Doctoritel tragen, fanden im Vaterlande ihren Wirkungskreis; sie mußten sich demselben in der Fremde suchen. So

Frau Dr. Milica Tschawoff-Schwigin,

die zu Warasdin in Croatien geboren ist. Ihr Vater, der daselbst Notar war, starb eines plötzlichen Todes und ließ die Frau und fünf Kinder in ziemlich precären Verhältnissen zurück. Die Witwe übersiedelte nach Ugram, wo Milica die Normalschule besuchte. Die stete Klage der Mutter: Warum habe ich nicht etwas gelernt, um die Kinder

besser erziehen zu können? ließ in diesen das Streben nach selbstständiger Lebensstellung mächtig werden; ihr Ideal war es, der geliebten Mutter bereinst zur Seite stehen zu können. Die Hilfe war bald unnöthig; denn Frau Schwigin verheiratete sich wieder mit einem wohlhabenden und angesehenen Advocaten. Dieser erkannte rasch die Begabung der Stieftochter und unterstützte sie in ihren Bestrebungen. Sie wurde am slawonischen Gymnasium als Privatschülerin gemeldet — der erste Fall in Ugram, der natürlich nicht verfehlt, ungeheures Aufsehen hervorzu-rufen — legte dort ordnungsgemäß die Semestralprüfungen und nach achtfähriger Studienzeit die Matura ab. Nun führte sie ihr Weg zuerst nach Bern, dann nach Zürich. In letzterer Stadt bestand sie nochmals das Maturitäts-Examen; denn, um in der Schweiz zu den Staatsprüfungen und zur Praxis zugelassen zu werden, ist ein schweizerisches Maturitätszeugnis nothwendig. Dort legte sie auch mit sehr gutem Erfolge die Staats-Examina ab und nach der letzten Fachprüfung im Mai 1892, erhielt sie das Diplom als Arzthin.

Schon in den letzten klinischen Semestern interessirte sich Fräulein Schwigin für Hydrotherapie, Massage und andere physikalisch-diätetische Heilfactoren, und ein Ruf an Dr. Lehmann's Sanatorium bei Dresden kam ihr sehr gelegen. Gleich nach vollendetem Studium trat sie dort als Assistenzarzt ein und ist seitdem in dieser Eigenschaft zu ihrer allgemeinen und — was für die Frau, die einen Beruf ergriffen, wohl zu höchst zu veranschlagen ist — zu ihrer eigenen Zufriedenheit thätig. — Ihre vor Kurzem erfolgte Verheirathung mit dem bulgarischen Arzte Dr. Tschawoff hindert sie nicht, ihre Thätigkeit weiter auszuüben.

Frau Dr. Maria Bucetich-Prita

ist in Selenz bei Pancsova geboren, kam aber schon in ihrem dritten Jahre nach Pancsova, woselbst sie die vier Primarclassen und dann die serbische höhere Töchterschule mit bestem Erfolg besuchte. In ihrem 14. Jahre brachte das „Söhnelein“, wie der Vater sein erstes Kind scherzend nannte, den Eltern den Wunsch vor, sich dem Studium zu widmen. Der Vater war auch damit einverstanden, doch sein bald darauf erfolgter Tod machte alle Pläne zunichte. Verwandte und Freunde kämpften nunmehr dagegen an, daß die verwaisste älteste Tochter einen so ungewöhnlichen und gefährlichen Weg einschläge. Glücklicherweise schätzte die Mutter, eine geistreiche und gebildete Frau, die Absichten ihres verstorbenen Gatten zu hoch, um sie nicht über alle Hindernisse hinweg durchzuführen. Sie ließ die Tochter in allen Lehrgegenständen des Gymnasiums privatim unterrichten und versuchte dann beim Obergymnasium in Pancsova (mit ungarischer Unterrichtsprache) ihr Heil. Dort abgewiesen, wandte sie sich an die serbischen Obergymnasien in Karlowitz und Neusatz, wo es der Tochter aber gleichfalls versagt wurde, die Prüfung als Privatistin abzulegen. So ging denn Maria nach Zürich, wo sie die Vorträge im Lehrerinnen-Seminar besuchte und Privatunterricht im Griechischen nahm. Im Jahre 1887 konnte sie die Maturitätsprüfung ablegen. Im Jahre 1888 bestand sie gleichfalls in Zürich das erste und 1890 das zweite propädeutische Examen und im Juli 1893 die letzte medicinische Fachprüfung. Wenige Tage nachher wurde ihr auf Grund ihrer Dissertationsschrift über: „Seltene Formen der Tabes dorsalis und Verhalten der Patellarsehnen-Reflexe bei Tabes cervicalis“ der Doctorgrad ertheilt. In die Heimat zurückgekehrt, vernähmte sie sich im August 1893 mit Herrn Dr. Nicolaus Bucetich, Stadtarzt in Schabaz, woselbst die junge Frau die Stelle eines Spitalarztes übernahm und daneben ihrer Privatpraxis oblag. Auch beschäftigte sie sich viel mit medicinischer und populärer serbischer Literatur. Gegenwärtig sind Herr und Frau Dr. Bucetich auf einer Studienreise begriffen und gedenken nach derselben sich in Belgrad niederzulassen.

Dr. Anna Beyer

ist als die Tochter eines Landwirthes in Böhmen geboren und erhielt den Elementarunterricht in der Dorfschule und ihre weitere Ausbildung an einer höheren Töchterschule zu Prag. Nicht ohne schwere Kämpfe setzte sie es bei ihrer Familie durch, das Gymnasialstudium auf privatem Wege betreiben und, nachdem sie vorerst als ordentliche Hörerin die Vorlesungen an der medicinischen Facultät der Prager Universität gehört hatte, nach Zürich gehen zu dürfen. Sie setzte das Studium in Bern fort und erhielt daselbst das Doctordiplom, wurde aber zur ärztlichen Staatsprüfung nicht zugelassen, weil ihr die eine Vorbedingung, die in der Schweiz abgelegte Matura, fehlte. Sie entschloß sich, die Matura nachzutragen und legte diese ab, um sich als Arzt in Bern niederlassen zu können. Von dort wurde Fräulein Dr. Beyer bekanntlich als Amtsarztin nach Bosnien berufen, und dort hatte sie naturgemäß alle Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche sich der ungewohnten Einrichtung entgegenstellten. Es ist immer besonders schwer, als Pionnier zu wirken, und im Beginn sind bei einer neuen Institution Fehler auf Seiten aller Interessenten kaum zu vermeiden.

In Wien leben gegenwärtig zwei Arzthinnen, Dr. Baronin von P o s s a n n e r und Dr. Georgine v. R o t h.

Fräulein Dr. Gabriele Fretin Poffanner v. Ghrenthal,

die Tochter des Sectionschefs a. D. Baron v. Poffanner, ist in Laibach geboren. Sie hat im Jahre 1885 an der k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Wien die Reifeprüfung und schon zwei Jahre hernach im Jahre 1887 am akademischen Gymnasium die Maturitätsprüfung abgelegt, zu welcher letzterer sie sich durch Privatstudien vorbereitete. — Den medicinischen Studien oblag sie in Zürich, ein Semester lang auch in Genf. Auch sie mußte die Matura in der Schweiz ablegen, fünf Wochen jedoch genügte ihr zur Vorbereitung für dieselbe, und schon vierzehn Tage hernach legte sie die erste Staatsprüfung ab und machte im December 1893 zu Zürich das Doctorat. Ihre Inaugural-Dissertation behandelt die Lebensdauer nach dem Auftreten der Retinitis Abaminurica. Im Jahre 1894 ist Fräulein Dr. v. Poffanner nach Wien zurückgekehrt, um hier an den Kliniken Neusser, Schauta und Wiederhofer zu hospitiren. Auch trug sie im Schuljahr 1895—96 an

der „Akademie für Damen“ Anatomie vor. Gegenwärtig ist Baronin Possanner damit beschäftigt, die Restriktion ihres Doctordiploms vorzubereiten und sie beabsichtigt, die zu derselben erforderlichen praktischen und theoretischen strengen Prüfungen im Herbst abzulegen.

Fräulein Dr. Georgine v. Roth

ist die Tochter des Feldmarschall-Lieutenants v. Roth und einer geborenen Gräfin Kinsky und wurde auf Schloß Bibersberg in den Karpathen geboren. Als 18jähriges Mädchen verlor sie den Vater durch den Tod und beschloß, sich dem medicinischen Studium zu widmen. Sie legte in der Schweiz die Matura ab und absolvierte ihre Studien an der Züricher und Genfer Universität. Mit dem Doctordiplom kehrte sie nach Oesterreich zurück, um an den Wiener Krankenhäusern zu hospitieren. Nachdem der Hausarzt am k. k. Officiers-Töchter-Institute zu Hernals unter den bekanntesten tragischen Umständen aus dem Leben geschieden war, ward Fräulein Dr. v. Roth vom Kriegsministerium dahin berufen und zwar, da das österreichische Gesetz die Anstellung von Ärztinnen (außer in Neu-Oesterreich) nicht kennt, unter dem Titel einer Unter-Vorsteherin. Als solche trägt sie die Fächer vor, welche der frühere Arzt traktierte, und überwacht den Gesundheitszustand der Pöglinge. Doch ist sie angewiesen, in jedem ernstern Falle einen Arzt zuzuziehen, und darf auch ohne einen solchen kein Rezept schreiben.

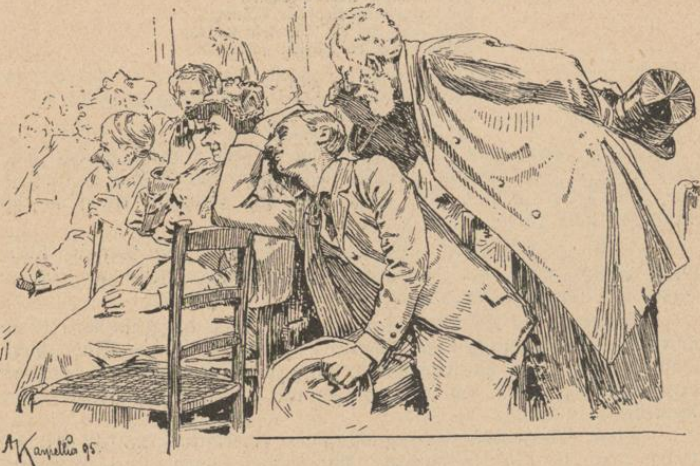
Den Vorgenannten schließt sich eine Frau an, die wohl nicht das Doctordiplom erworben, aber doch die ärztliche Laufbahn eingeschlagen hat.

Frau Emilie Edel

ist zu Galaş in Rumänien geboren. Sie hat die Schulen in Juraovo und später die Handelslehranstalt Allina in Wien besucht. Nach zweijähriger Ehe Witwe geworden und durch die Verhältnisse zum Erwerbe gedrängt, widmete sie sich der Zahnheilkunde. Sie machte ihre Studien unter dem Dozenten der Zahnheilkunde Dr. Julius Scheff, und praktizierte dann längere Zeit im Ambulatorium der Barmherzigen Schwestern. Die widrigsten Umstände raubten ihr den Muth nicht. Oft geschah es, daß sie die Nacht hindurch am Stuhlrahmen saß, um den Lebensunterhalt für sich und einen jüngeren Bruder zu erwerben und bei Tag unentwegt dem Studium nachgehen zu können. Nach langen Bemühungen erhielt sie von der österreichischen Regierung die Erlaubnis, sich in Bosnien und der Herzegowina (mit Ausschluß von Sarajevo) als Zahnärztin niederzulassen. Als wünschenswerth wurde ihre Thätigkeit in Dolnja Tuzla oder Mostar wegen des Ueberwiegens der mohammedanischen Bevölkerung bezeichnet; allein die erhoffte Subvention blieb aus. Nachdem sie sich noch im Ambulatorium des Zahnarztes Dr. Thomas mit der Kunst der Zahntechnik vollkommen vertraut gemacht, hat Frau Edel in Mostar ihre Praxis aufgenommen.

Humoristisches.

Die neue Oper.



— Die neue Oper scheint Sie in tiefes Sinnen zu versenken.
— Ja, ich muß jeden Augenblick darüber nachdenken, wo ich diese Musik schon gehört habe.



Alte Kokette zum Arzt: „Ich befinde mich wirklich im Carneval meistens frant; die Menge Wälle“
Arzt: „Ja, das viele Sigen kann Ihnen unmöglich gut thun.“

Correspondenz der „Wiener Mode“.

17 Jahre, S. W. Das einzig sichere Mittel gegen unliebsamen Haarwuchs ist die Elektrolyse. Durch den elektrischen Strom wird jedes Härchen für sich entfernt, doch kann diese Prozedur nur von einem erfahrenen Arzte vorgenommen werden. Die Adresse eines Spezialisten nennen wir Ihnen auf Wunsch brieflich.

Helma v. C.

Lieber Briefkastenmann!

Ich komme Dich um Deine Meinung in einer sehr bedeutenden Sache zu bitten. Meine Schwester, ein sehr hübsches 19jähriges Mädchen, will sich dem Theater widmen. Wir alle, sowie Freunde, Künstler und Bekannte rathen ihr entschieden davon ab, doch sie bleibt unbeugbar. Vielleicht, lieber Briefkastenmann, der Du doch so viele Erfahrung besitzt, ist es Dir möglich, durch irgend einen schlagenden Beweis sie zur Umkehr zu veranlassen. Glaubst Du nicht, daß ein ruhiges Leben an der Seite eines braven Mannes entschieden dem aufreibenden und unstäten Künstlerberufe vorzuziehen ist?

Wir sind ausgesprochene Gegner der Theaterfrankheit, der so viele Wienerinnen zum Opfer fallen, und rathen Ihrer Schwester entschieden ab, sich der Bühne zu widmen. Es wäre jedoch zu untersuchen, ob ein ruhiges Glück, eine warme Häuslichkeit ihrem Sinne entspricht. Nicht alle Mädchen sind zum Hausmütterchen geeignet und gar leicht kann eine Frau, deren künstlerische Instincte unterdrückt werden, und die sich nicht in ihrem Sinne ausleben darf, dem Manne das Dasein vergiften. Wir wissen nur ein Mittel, um Ihre Schwester zu curiren, wenn sie überhaupt curabel ist. Sie suche soviel Schauspielerinnen auf, als ihr nur immer erreichbar sind, und spreche mit jeder, Weib zum Weibe, und wenn ihr nicht die Mehrzahl abrathen sollte, dann möge sie ruhig zur Comödie gehen. Es giebt keinen Beruf, der für so viele Opfer so wenig Befriedigung gewährt, wie der des Schauspielers. Das gilt selbst von den Erfolgreichen — ach, und wie viele gehen erfolglos unter.

A. v. S. Wir vermuthen, daß Sie eine Composition meinen, die im Verlage von Th. Weinberger in Götting erschienen und bei dieser Firma erhältlich ist.

Carola S. . . . in Bucarest.

Wie so kommt es, daß man in den Kirchen und Bethäusern (die Mohamebaner ausgenommen) immer mehr Frauen als Männer sieht? Ich bin schon in verschiedenen Städten, und obwohl ich nicht zu den sogenannten Frommen gehöre, in den verschiedensten Kirchen gewesen, und immer dieselbe Wahrnehmung gemacht. Die Religion ist von Männern gebildet und zur Ausbreitung gebracht worden, Männer predigen, und doch sind immer mehr Frauen als Männer die Kirchenbesucher.

Wir könnten leicht die Frage witzig beantworten und sagen: wenn Frauen predigen würden, gingen mehr Männer in die Kirchen, aber wir glauben allen Ernstes, daß in den Frauen mehr Bedürfnis nach Religion-Cultus existirt als in den Männern.

Ludmilla P. P. Sie fragen so viel, daß wir eigentlich sagen dürften: Ihre Fragen kann selbst ein Weiser nicht beantworten. Da dies aber unhöflich wäre, wollen wir es wenigstens versuchen, Antworten auf einige Ihrer Fragen zu finden:

1. Ein Mädchen wird dann alt, wenn sie anfängt, dem Briefkastenmann über dieses Thema scherzhafte Briefe zu schreiben.
2. Die beste Cur gegen die von Ihnen geschilderte Nervosität ist das Heiraten.
3. Ein brummiger Mann wird gewöhnlich durch eine längere Badereise — seiner Frau geheilt.

Ilse v. C. n. Sie schreiben von Ihren Gedichten:

„Da ich voraussetze, daß sie wohl nicht druckreif sein werden, bitte ich Sie recht schön, mich nicht mit einer scharfen, beißenden Kritik zu vernichten, ich möchte nur wissen, ob ich vielleicht später Talent zum Dichten hätte, oder ob ich die Dichterei lieber ganz bleiben lassen soll?“

Fragen Sie später — aber so spät als möglich.

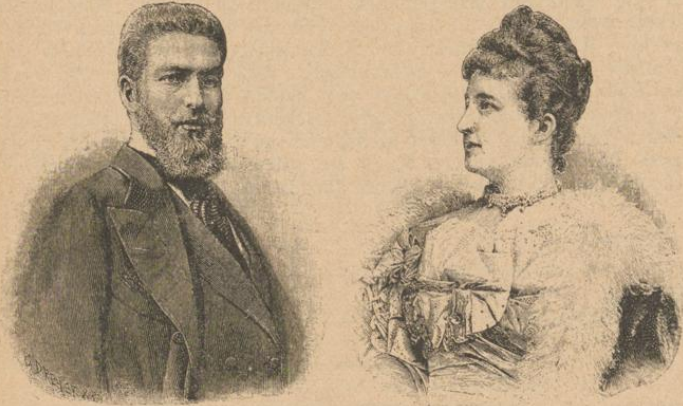
Liebling, München. Die landesübliche Abkürzung für Michael ist Michl. Die Engländer, die den Namen Meikel aussprechen, kürzen ihn auf Meik ab.

Helma v. S. Sprachlich falsch.

Martha 18. Ihr Brief ist viel zu ernst, um den Spott herauszufordern, aber wir rathen Ihnen in freundschaftlichster Weise, Ihre Empfindungen zu beherrschen und zu unterdrücken. So ernst und heilig diese Jugendneigung Ihnen sein mag — sie kann nie von Dritten ernst genommen werden, weil sie ganz aussichtslos ist.

16jähriger Backfisch.

- I. Es ist nicht gestattet, von einem jungen Mann, der nicht regelrecht in Ihrem Hause eingeführt ist, irgend ein Geschenk anzunehmen.
- II. Blau und Roth können ganz gut in einem Kleid vereinigt sein.
- III. Die Nase ist fast nie ganz genau in der Mitte des Gesichtes und diese kleine Unregelmäßigkeit gibt jenen persönlichen Reiz, der dem Bildwerke mangelt, das regelmäßig modellirt ist.



Budapesterinnen. Zahlreichen Wünschen entsprechend, bringen wir hier die Porträts des hohen Brautpaares Herzog Philipp von Orleans und Erzherzogin Maria Dorothea von Oesterreich.

Abonnetin M. Um Kohseide vor dem Eingehen zu hüten, ziehe man sie durch lauwarmes Wasser; dann wird der Stoff im feuchten Zustande tüchtig gerollt und auf der Rehrseite über Filzpapier oder einem Tuch gebügelt.

Abonnetin in München. Das Parfümiren der Kleider geschieht am besten durch Einnähen kleiner Säckchens, u. zw. in die Röde. Man bringt ferner einige Säckchens im Kleiderkasten an.

Frau G. G., Oberingenieursgattin. Das Gedichtchen auf die blauen Augen Ihres Jüngsten finden wir recht nett, aber nicht interessant für die Deffentlichkeit.

Erinnerung.

Dem Briefkastenmann der lieben „Wiener Mode“ zum Mokiren eingesendet von einer ihrer treuesten Verehrerinnen.

Marie?

Wir mokiren uns aber nicht, ganz und gar nicht über das Gedicht, denn es ist trotz kleiner Mängel sehr schön empfunden. — Von wem ist es?

J. f. Grand, Café Parisien. Man servirt selbst im kleinsten Kreise nicht ohne Servietten.

A. L. Sehr große Monogramme bringen wir nur selten und könnten im Uebrigen vor Ablauf mehrerer Monate Ihrem Wunsche kaum entsprechen, da viele Monogramme vorgemerkt sind, und wir solche der Reihe nach, wie die Briefe eintreffen, erscheinen lassen. Auf Bestellung können Sie die Vorlage jederzeit haben; der Preis würde sich auf 60 Kr. stellen.

Kobold Adida.

1 Wenn „man“ einem Herrn vorgestellt wird, sich mit ihm kurz, aber anregend unterhält und er zum Abschiede sagt: „Auf Wiedersehen“, ist es da gegen die Etiquette, wenn man ebenfalls „auf Wiedersehen“ sagt?

Wir halten das für gestattet, aber es bedeutet eine Avance, d. h. der Herr hat das Recht anzunehmen, daß ein Wiedersehen erwünscht ist.

2. Wie kann ich mich an einem Herrn rächen, der sich stets für mich sehr interessirte und plötzlich, ohne Grund, Kälte zeigt? Ich muß aber hinzusetzen, daß ich stets unfreundlich gegen ihn war.

Der Herr hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich von Ihnen abzuwenden.

Das zerknitterte Atlasband plätten Sie zwischen Löschpapier (nicht Seidenpapier), das in ein mit reinem Spiritus ein wenig befeuchtetes Tuch gelegt wird.

Stmart. In dem Buche: „Die Kunst schön zu bleiben“ ist den Miteffern ein ausführliches Capitel gewidmet. Wir können hier wegen Raumangel nicht Alles abschreiben. Unter vielen anderen Mitteln empfiehlt das Buch eine PASTE gegen Miteffer, die aus Schwefelmilch, Alkohol und Glycerin zu gleichen Theilen besteht. Man wäscht die betreffenden Stellen am Abend vorher mit Wasser und Seife tüchtig ab, streicht die PASTE auf und läßt sie über Nacht liegen.

R. R. a. D.

Endlich glaube ich meinen heißesten Wunsch durch Sie erfüllen zu können. Dichten war mir von jeher ein Bedürfnis und nachdem ich in Freundeskreisen mit meiner Muse Anhang gefunden habe, dürfte auch mein letzter Wunsch in Erfüllung gehen, nämlich die Kinder meiner Muse in Ihrem werthen Blatte prangen zu sehen.

Einer Sterbenden soll man keinen Wunsch versagen. Ihr letzter Wunsch gehe in Erfüllung.

Waldbesriede.

1. Leise rauschen nur die Bäume
Und in meinem Kopf die Träume;
Nicht siehst Du ein Thierlein laufen,
Geimlich nur die Häslein schnaufen.
2. Tief im Schlaf die Hirschklein niden,
Im Busch die jungen Rehlein quiden,
Und ich sitz im Moos alleine
In der Waldbesruh und weine.

Ja, ja, wenn man sterben muß, das ist recht traurig, da darf man schon weinen. Im übrigen verstehen wir nicht, warum Sie so jung in den Tod geh'n sollen? Als Strafe für Ihr Gedicht? Es ist ja sehr miserabel, aber so schlecht ist es doch nicht.

J. P. in Waszkauz. Die Messerklinge wird mit Decklad überzogen, sodann trägt man die Zeichnung mit weißer Farbe auf. Die zu ähnelnden Formen werden mit der Radirnadel ausgekratzt.

Hermine St. XV. B. Das Reichen eines angezündeten Zündhölzchens zum Anrauchen der Cigarren ist für ein junges Mädchen im Gasthause ganz und gar unschädlich. Auch zu Hause thut sie es höchstens gegenüber dem Papa, dem Bruder oder nur einem älteren Freunde der Familie.

Trene Abonnetin. Die gewünschten Auskünfte ermitteln Sie am besten durch ein Auskunfts-bureau. Wir werden Ihnen gerne auf Wunsch eine Firma namhaft machen. Briefporto ist freundlich erbeten.

Die Räthsel befinden sich auf der letzten Seite dieses Heftes.

Praktischer Rathgeber.

Eine hübsche Vorlage für einen gemalten Ofenschirm. Die Malerei ist auf Seide, crêpe de chine, oder einem anderen ähnlichen Gewebe auszuführen und ist die Wahl der Farben ganz dem persönlichen Geschmache überlassen. Die Einfassung der Malerei bildet ein schmaler Rahmen aus Bronze oder vergoldetem Holze. Das untere Gestell des Ofenschirmes correspondirt mit dem Rahmen.

Rothweinflecke. Flecken von rothem Wein lassen sich aus Tischtüchern und Servietten sehr leicht entfernen, namentlich wenn der Fleck noch frisch ist. Man trocknet ihn zuerst ab und legt dann das Wäschestück auf ein reines Brett. Hierauf feuchtet man den ganzen Fleck mit Milch ein und streut Sodapulver darauf. Wird nun der Fleck mit der Hand ein wenig gerieben, so wird er alsbald bläulich werden, aber darüber braucht auch die sorgsamste Hausfrau nicht zu erschrecken, denn der blaue Fleck läßt sich mit Seife und Wasser ohneweiters wegwaschen und das Tischtuch ist gerettet. Rothflecken lassen sich aus Leinwandstoffen entfernen, indem man den Fleck an einen eisernen Topf hält, in dem sich kochendes Wasser befindet und gleichzeitig mit feingepulvertem Nleesalz einreibt.

Das Aufgehen der Maschen an Schuhschnüren und dergleichen ist überaus lästig und kann doch durch einen sehr einfachen kleinen Kunstgriff vermieden werden. Man beginnt die Masche wie gewöhnlich, das heißt man schlingt die beiden Schnürenden umeinander und dreht dann die Schleife. Anstatt jedoch zur Masche durchzuziehen, zieht man das rechte Schnürende, welches nun in der linken Hand liegt, ganz durch und macht erst dann die Masche wie gewöhnlich fertig. Eine solche Masche kann nie von selbst aufgehen, sondern öffnet sich nur, wenn an beiden Endtheilen gezogen wird.

Kitt für Marmor. Einen trefflichen Kitt für Marmor bereitet man durch Mischung von vier Theilen Marmorergyps und einem Theil Gummi-Arabicum. Die beiden Stoffe werden unter Zugießung von einer kalten Boraxlösung zu einem dicken Kleister verrührt. Dieser Kitt wird, nachdem er die zerbrochenen Theile des Marmors verbunden hat, nach einigen Tagen sehr fest und hart und bröckelt nicht ab. Dazu ist es jedoch notwendig, daß man den gekitteten Gegenstand mehrere Tage ganz ruhig und ohne ihn zu berühren trocknen läßt. Bei farbigem Marmor färbt man die etwa sichtbaren Stellen des Kittes mittelst Farbwasser in der Farbe des Marmors.

Nur mit trockenen Kohlen heize man; denn die Ansicht, daß nasse Kohlen mehr Hitze geben ist falsch, da durch den Uebergang des Wassers in den Dampfzustand eine große Menge Wärme gebunden und so nach außen unwirksam gemacht wird.

